

DAS MASS ALLER DINGE

Der Container ist nicht nur Transportmittel für Güter, sondern auch Norm der Modernisierung. Provisorium für Temporäres und Rückzugsort für Heimwehkranken. Von Konrad Köstlin

Mass und Ordnung sind zentrale Momente des Containers, der an sich nichts weiter ist als ein Behälter. Als Verb oszilliert *to contain* zwischen «enthalten», «umfassen», «einschliessen» und auch «fassen» und «messen» - so steht's in *Cassel's Dictionary* - und hat dabei doch einen strengen Nebenton, der in Richtung von «ordnen», «zwingen» und «disziplinieren» weist. Dabei zielen dieses Disziplinierte und das Einschliessen gleichzeitig auf eine Totalität, die durch das Umfassen konstituiert und einge-rahmt wird. Fassen und messen verweisen auf das Fass, das ein festes, überprüfbares Mass hat. In Reihe und Glied aufgestellte und genormte Fässer stehen in langen Kellern. Derartige Behälter waren in der Tat massgebend in traditionell verfassten Kulturen, die kaum in Kategorien modernen Fortschritts dachten. Als in den fünfziger Jahren der Ethnologe Tamás Hofer in einem ungarischen Dorf einem Bauern eine Ernte von 100 Eimern Wein wünschte, da meinte dieser, das sei zu viel, 20 Eimer genügten. Der Jahresbedarf von 20 Eimern stand fest und es gab keinen Grund, über dieses Mass hinaus zu wünschen.

Ebenso wie die Reihe von Fässern braucht sich ein moderner Container nicht aufs Alleinsein einzustellen; er kann immer Geschwister bekommen, die mit ihm in eine Reihe gestellt werden, ihm angefügt, neben ihn oder über ihn gestellt werden. In historischer Perspektive lässt sich ein Denkprinzip in der Art des Containers finden. Er existiert so bereits *avant la lettre* und in vormoderner Form und Sprache: als Armarium, als Behälter, als Schrank oder als Truhe, als Sakramentshäuschen oder gar als Kirche - in Namen und Formen historischen Verwahrens also, das ein festes Mass, eine feste Relation vorsieht, die Disziplinierung, die Seriosität und oft die Symbolik der Mobilität als eine angezeigte Bereitschaft, den Standort zu wechseln.

Die Dinge zu umschliessen, einzufassen und sie auf diese Weise zu sortieren, zu kategorisieren, einzuordnen und damit auch deutlich auszuzeichnen scheint ein verbreitetes Bedürfnis in unserer Kultur zu sein. Vielleicht sind Bibliotheken, Militär, Kirche und Büros mit ih-

rem Anspruch nach umfassender Vereinheitlichung und dem Vorspielen rational-systematischer Ordnungen vorweggenommene Container gewesen. Jedem Plan der Ordnung der Dinge hilft die Idee des Containers, weil sie Gleiches zu Gleichem stellt - einerseits - und weil sie äusserlich jene Gleichförmigkeit unterstellt, die sich hinter seinen Wänden dann gar nicht bewahrheiten muss. Er, der Container, ordnet und fügt zusammen; und er verbirgt auch das Unterscheidende, indem er es in einen Behälter äußerlicher Gleichartigkeit steckt.

Sündenbock der Moderne ist der Container. In vielen Argumentationen figuriert er als einer, der unsere Häfen verändert habe und, so wird geklagt, das marine Flair und jede Romantik aus ihnen vertrieb — eine Romantik freilich, die den Häfen von den Landratten so lange angedichtet worden war, bis selbst der letzte Matrose an sie geglaubt und dann auch dargestellt hatte. Da die Schiffe heute nicht mehr lange im Hafen liegen, weil die Liegezeiten beim Be- und Entladen sich durch die Container enorm verkürzt haben, machen die wenigen Matrosen kaum einen Landgang und verschwinden wirklich und im eigentlichen Wortsinn unversehens wieder. So nimmt der Container den Hafenkneipen ihre Klientel und macht sie zu Aufenthaltsorten für gealterte oder ausgemusterte Seeleute, die den Landratten ihr Seemannsgarn vorspinnen. Man erzählt dann von den Zeiten, als es noch richtige Schiffe gab und die Männer noch Männer waren und keine schlecht bezahlten Filipinos (von denen wir bei den Tankerunglücken immer hören), und man redet von den Abenteuern der Tage und Nächte, während derer die Schiffe zum Entladen und Ausrüsten in den Häfen lagen. Der Container wird dann geradezu persönlich beschuldigt, und schon lässt sich ahnen, dass nicht der Container, sondern die rasche Modernisierung gemeint ist, an der Kritik geübt wird.

Es gehört zu dem nicht Vorausgesehenen, dass die fortschreitende Rationalisierung des Verpackens und des Transports den staatlichen Bedarf an Kontrolle, nicht nur aus steuerlichen, sondern mehr noch

aus sicherheitstechnischen Gründen, ansteigen lässt. Kurz, man sieht: Hier wird der standardisierte Kasten mit Namen Container zum Schuldigen für eine Bildstörung. Denn die Folklore der Seehäfen, in Filmen und Geschichten reproduziert, ist längst zum Inventar bebildeter Träume von der Ferne geworden. Sie hängt in Hafenbildern und Seestücken in Wohnungen und Gaststuben, prägt das Bild vom Hafen mehr als jede Realität.

Der Container ist zu einem Sinnbild des industrialisierten und höchst undurchsichtigen Welthandels geworden, der den Anweisungen der internetgesteuerten Welt folgt, die ihn um den ganzen Erdball herum oder auch nur in die nächste Stadt zu dirigieren vermag. Er folgt einer nicht sichtbaren Spur und erscheint uns so bisweilen schon wieder ganz habhaft als materialisierte Form jener virtuellen Kommunikation, die es mit uns treibt und die uns umtreibt.

Er, der Container, hat, nicht nur was seine schiere Zahl angeht, in der Tat wie eine weltweite Währung Gültigkeit. Weltweit hat er auf dem Meeresgrund seine Spuren hinterlassen. Einer künftigen Unterwasserarchäologie sind ungeahnte Möglichkeiten für Forschungsfelder abgeworfen worden, deren Objekte — wie das im 19. Jahrhundert der Historiker und Qyellenkönig Johann Gustav Droysen genannt hat — «gleichsam in Gedanken stehen geblieben» sind. Da liegen die Container nun, bei stürmischer See von Bord gerutscht, und warten, von Zeit und Feuchtigkeit angegriffen, aber sonst unverändert, auf eine künftige Forschung. Sie ziehen so eine Spur aus der Vergangenheit in eine ferne Zukunft. Und mehr als die Titanic, die nun abenteuernden Tauchern ihre Besteckbestände freigibt, wären die Container Lebenszeichen unserer Zeit, für Überraschungen gut:

Denn, wie es da drinnen aussieht, ging keinen was an. Der Container bleibt so geheimnisvoll wie die Frauenhandtasche und die Hosentasche der Männer, die selbst durch die Boy Scout-Regeln nur unzureichend geklärt ist. So hinterlässt der Container nicht nur seine Spuren, sondern auch Spuren des bislang ungesehenen Lebens unserer Zeit, von denen wir selbst nur ahnen. Es sind
S p u r e n — i m

eigentlichen Wortsinn - wie die von Hänsel und Gretel: Kein Fisch wird sie aber auffressen wie die Tiere im Märchen.

Die Container-Norm ist standardisierter Behälter für alles und jedes. Er sitzt auf Eisenbahn- und Lastkraftwagen, er steht in Häfen, um dort auf eigens für ihn gebaute Schiffe geladen zu werden. Er trägt eine Aufschrift, einen Markennamen, der sich auf den Inhalt oder den Transporteur beziehen kann. Eine Aufschrift sagt nichts über seinen Inhalt aus; so wenig wie die Strassenbahn mit ihren Werbeplakaten etwas über die Menschen sagt, die in ihr sitzen. Strassenbahn und Container sind Behälter für Menschen und Sachen.

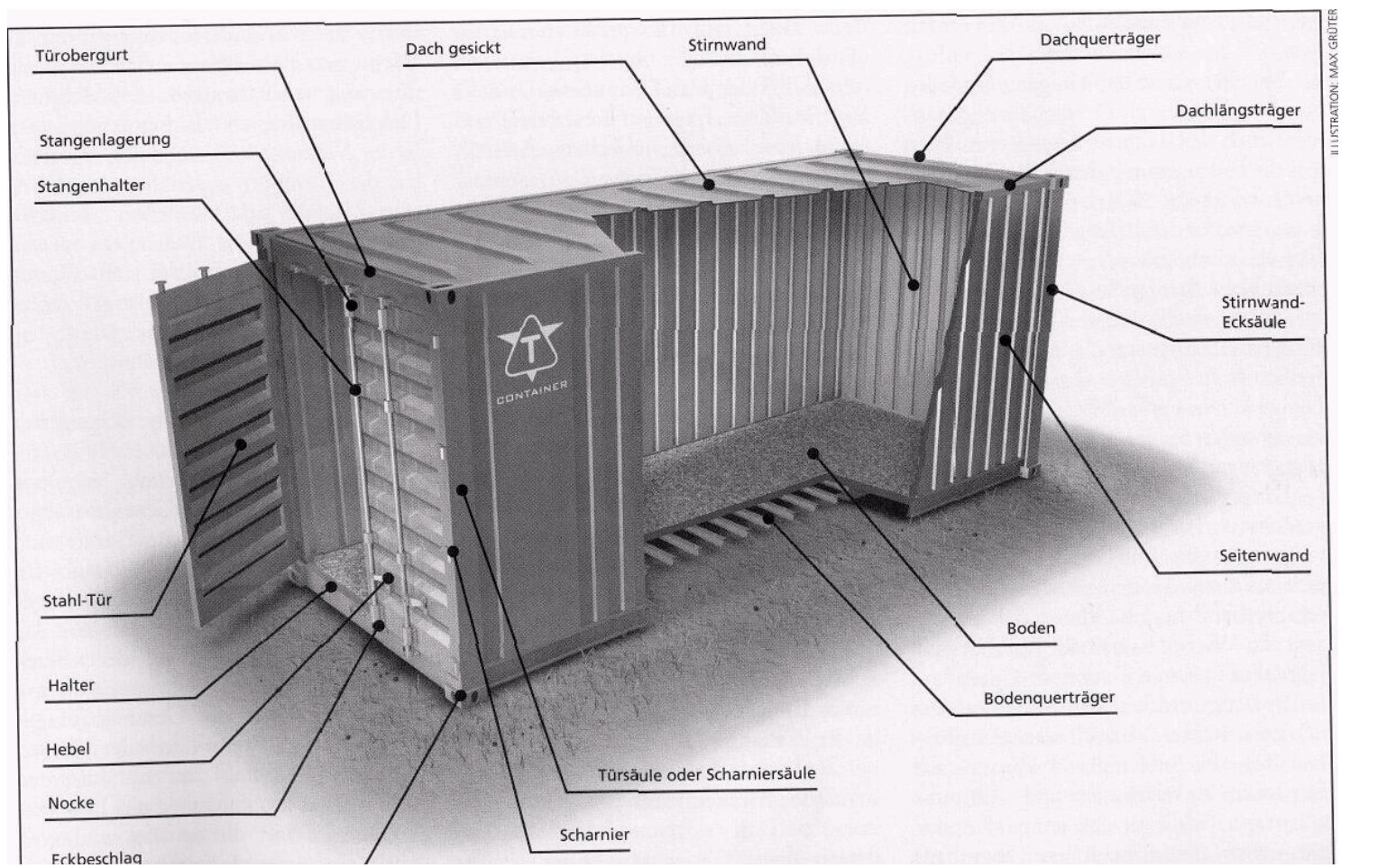
Das Gepäck der Flugreisenden ist heute oft so sehr in standardisierte Schalenkoffer gepackt, dass die Passagiere angehalten sind, der besseren Unterscheidbarkeit wegen eigene Markierungen in die Koffergleichförmigkeit zu bringen. Handverladen wird heute nur noch in kleine Maschinen. Sonst werden Koffer und Taschen, selbst containerlich anmutend, in grosse Leichtmetallboxen gepackt, die auf Schienen in die Bäuche der Flugzeuge geschoben werden. Sie sind dann schon sortiert, getrennt nach Zielorten und den *connecting flights*. Ein gleiches Verfahren wird beim Catering angewendet, denn auch die Mahlzeiten werden, bereits getrennt nach den Speise-

präferenzen, in einem Catering-Container in den Flieger geschafft. Da geht es in dieser Airport-Welt - wie beim Container selbst - mit Begriffen der englischen Sprache hin und her. Man sieht gleich: Container sind standardisiert, auch sprachlich - denn sie müssen passen, auch sprachlich; sie machen auf international.

Der Container verändert Arbeitsweisen und Arbeitsplätze, macht Arbeit unsichtbar. Seine Existenz bedingt, dass die Arbeit in unsichtbare Räume verlagert wird und dass Menschen im Unsichtbaren arbeiten; wir wissen nicht, wer die Arbeit getan hat, und wissen nicht, wie sie getan worden ist. Nicht nur deshalb macht der Container auch misstrauisch und furchtsam, denn wir haben die Kontrolle darüber verloren, wer mit ihm oder gar in ihm hantiert. Die Welt, von der behauptet und gefordert wird, ihre Abläufe müssten transparent sein, wird erneut undurchsichtig und unverständlich, wie es die rhetorische Formel von der «neuen Unübersichtlichkeit» (Jürgen Habermas) zu fassen sucht. Insofern markiert der Container ein Paradox, das die Idee der Modernisierung durch Vereinheitlichung und Standardisierung mit der Unübersichtlichkeit von Inhalt und Weg auch konterkariert. Die Hermetik jedes Containers macht Angst: In ihm können Fahrräder, Hilfsgüter, Gewehre oder auch fremde Menschen sein, die Angst haben und uns Angst machen. Denn gefüllt und

verschickt werden diese Container anderswo, in Räumen, die in aller Regel dem öffentlichen Einblick so verschlossen sind wie die Container selbst.

Aber auch die «Frankfurter Küche» der späten zwanziger Jahre lässt sich, wie viele Küchen vor allem danach, als Container verstehen, wiewohl die Sozialistin Grete Schütte-Lihotzky nur Gutes, nämlich die Befreiung der Frau von Hausarbeit durch ergonomische Vernunft, im Plan hatte. Diese Küchen sind Vorläufer der miniaturisierten Spätmoderne. Dennoch ist dieser Kasten «Küche» ein Beispiel für die extreme Isolierung der Frau und, obwohl sie die Hausfrau zur Frau machen sollte, schreckbares Beispiel der Hermetik der Küche geworden. Die Küche mit der Durchreiche der fünfziger Jahre hat diese Hermetik auf die Spitze getrieben, indem sie die Hausfrau in die Isolation der Küche trieb und ihr zumutete, die zubereiteten Speisen auf die Durchreiche zu stellen und sie dann auf der anderen Seite (und ohne Küchenschürze) entgegenzunehmen und aufzutragen: die Küche als Container des isolierten Kochens und die Hausfrau als ihr eigenes Dienstmädchen. Symbol für industrielle, stapelbare Ordnung in der Küche ist das Kubusgeschirr aus Jenaer Glas geworden, das Wilhelm Wagenfeld in den dreissiger Jahren entworfen hat, später die Ware des Herrn Tupper, Tupperware.



Spuren der Moderne verknüpfen sich mit dem Container. Sein Bild hat sich, so scheint es, vom Meer wie von der rollenden Landstraße gelöst und sich hin zu einer Metapher entwickelt, die seine gleichförmige Massenhaftigkeit aufnimmt. Dieses Bild umgibt häufig ein Hauch von Mißbehagen. Wenn spöttisch-elitär vom «Containerfisch» die Rede ist, dann sind jene Fischblöcke aus Eis gemeint, die man, in Rechtecke gesägt, in den Gasthäusern Mitteleuropas meist mit Mayonnaisesalat angerichtet bekommt. In ihrer kleinsten Form sind sie als Fischstäbchen zum Lieblingessen nicht nur unserer Kleinen geworden. Gemeinsam mit den fast regelmässig beigegebenen Pommes frites - ebenfalls gefrostet und aus einer Masse gesägt — eignen sie sich vor allem als Träger für Ketchup. Hans Albers hat das nicht mehr erleben müssen.

Container finden auch beim Militär als Kommandozentralen für Stäbe oder als Gehäuse für Feuerleiter der Artillerie Verwendung: Schnell muss der Stellungswechsel von sich gehen. Und in der Tat ist der Container oft so schnell wieder weg, wie er gekommen war. Ausgeräumt und aufgeräumt wird später. Er ist und lebt vom Transitorischen. Der Container ist das Behältnis vom «Leben im Transit». Man braucht für ihn nur eine ebene Fläche (welch ein Wort in diesem Zusammenhang!) als Ablage und schliesst ihn an Versorgungsleitungen an. Nur da, bei den Anschlüssen, die man kappen kann, ist er verletzlich, an jenen Adern, die ihn versorgen und von aussen kommen.

Nun kann man den Umgang mit Containern nicht nur als Hermetisierung, sondern auch als Ghettoisierung deuten. Man hat die Plattenbauten der DDR als Arbeitercontainer und als Arbeiterschliessfächer bezeichnet und für die westlichen Hochhäuser, nachdem die Kaninchenstallmetapher aufgebraucht war, ähnliche Vergleiche angestellt und von «Legebatterien für Menschen» gesprochen. Man kann sie freilich auch positiv - als mobil und beliebig kombinierbar - lesen, als jenes Zusammenspiel, in dem sie in der Tat allgegenwärtig sind.

Längst ist die kulturkritische Position geräumt und umgemünzt. Der Container wird zum Behältnis der Moderne, das viele als dieser Moderne angemessen und entsprechend finden. Man hat bedauert, dass die Wiener Kunsthalle, die über ein Jahrzehnt in einem Container-Cluster am Karlsplatz gestanden hatte, in ein neu errichtetes, steriles Museumsquartier übersiedelte. Als - ebenfalls in Wien - der Regisseur, Parteigründer und Aktionist Christoph Schlingensiefel seinen Container neben dem imperialen Opernhaus aufstellte (und Österreich und seinen

Umgang mit Ausländern beschimpfte), da hätte es der Beschimpfung gar nicht bedurft. Da wurde der böse Deutsche mit seinem Container in eins gesetzt: als böse und wild gewordene Moderne am sakralen Ort hoher Kultur. Doch Kunst und Container gehören als Ausdrucksmittel metaphorisch längst zusammen, wenn es um die Moderne geht.

Container-Anmutungen. Als zur Nationalratswahl im Herbst 2002 die Sozialdemokratische Partei Österreichs ihr Wahlkampfbüro aus siebzig rot-grauen Containern zwischen Burgtheater und Cafe Landtmann setzte, da hagelte es Proteste. Man kritisierte die Wahl des Ortes ebenso wie — ganz pragmatisch - den Wegfall von fünfzehn Parkplätzen. Aber es ging doch vor allem um Kritik gegen den falschen Ort, der da von den Unbürgerlichen eingenommen worden war, und zudem um das falsche Gehäuse, das da neben die historisierenden Kulissen der Ringstrassenarchitektur gekommen war. Und: Der Container markierte als Platzbesetzung hochsymbolisch auch die Macht der «Roten» in der Hauptstadt, in der sie mit absoluter Mehrheit regieren.

Die Container machen sich bemerkbar als Zeichen einer Störung der Ordnung der Welt oder mindestens einer bürgerlichen Ästhetik, die solches Störungspotenzial nicht dulden und aushalten will. So geht es recht besehen gar nicht um den Container, sondern um das, was er vielfältig lesbar ausdrücken kann. Er markiert den Tabubruch durch den «Red Brother». Mit Analogien ist man schnell bei der Hand. «Imitiert die SPÖ Big Brother?» fragt ein Leserbrief, und ein anderer bemerkt, «üblicherweise stellt man Container als Baustellenbetreuung auf», und redet von der «Baustelle SPÖ» («Presse» 30.10.2002). Der Container ist zum Ort der Aussonderung wie auch zum Abbild der Hermetisierung überhaupt geworden. Der inzwischen wieder abgebaute rote Container am Potsdamer Platz in Berlin war dagegen - positiv konnotiert - zum Markenzeichen für das erfolgreiche Tourismuskonzept der «Baustelle Berlin» geworden.

Es lohnt, so genau zu skizzieren, damit das Umnutzen der Kritik ins Positive und Moderne deutlich wird. Neben einer Million Kugelschreibern, Feuerzeugen und Schlüsselanhängern wird der so heftig kritisierte Container der SPÖ in einer Art Kontrafaktur nun zur Werbung genutzt: Er wird, in Schokolade gegossen, an die Passanten verteilt. Die aus Containern errichtete Anlage mit der Aufschrift «Weil der Mensch zählt» steht nicht nur zwischen Burgtheater und Cafe Landtmann, dem Traditionscafe der Stadt. Gegenüber, vor dem Rathaus, findet ab

Mitte November der Weihnachtsmarkt statt. Im Obergeschoss der Containeranlage bewirbt das Cafe Landtmann («Landtmann's (!) Cafe im Container»). Sozialdemokratie drückt sich im Preis aus: Um ein Drittel sind die Preise im Container reduziert - hier reproduziert sich eine eigene Welt der Sozialisten. Container, einmal aus Gründen des Platzbedarfs, dann auch als Signal der Modernität gewählt, werden in der Folge auch in verschiedenen Wahlbezirken aufgestellt. Die Konkurrenzpartei befürchtet, dass «Wien mit Containern zugepflastert» werde. Die Wortwahl ist nicht zufällig, sondern kritisiert den Mangel an Sensibilität und bedient Klischees der eigenen Klientel.

Denkt man ans Wohnen, dann könnte der Container durchaus eine Art Kompaktanlage sein, die sich beliebig zusammensetzen lässt und verschiedenen Bedürfnissen gerecht werden kann. Es ist freilich gerade die Beweglichkeit und die Anmutung des Transitorischen, die — mindestens in jenen Ländern, die an das Wort Heimat als Identitätsgaranten glauben - den Container und seine Bewohner von vornherein zum unsicheren Kantonisten machen. Er mag in dieser Sehweise gut für die Durchgangsstationen des Lebens sein, wie jene Studententainer, die immer wieder einmal diskutiert und auch realisiert werden. Aber er ist nichts für die Sesshaften. Wer im Container wohnt, macht sich in Europa verdächtig, morgen schon wieder weg zu sein. Die *mobile homes* in den USA dagegen sind als Wohncontainer akzeptiert. Sie passen durchaus in ein Konzept der Mobilität, Delokalisierung und Entregionalisierung in der Moderne und zu all den Vorurteilen der Europäer gegenüber den USA, gemäss denen sich Menschen auf jenem Highway zu Hause fühlen, der sie im Herbst von North Dakota nach Florida führt. «Mobil» kann deshalb auf Zwielfichtiges deuten und auf einen Mangel an Erdung verweisen.

Wohnen im Container, sogar mit Gemüt: Als im Jahr 2000 in Wien mit dem Umbau der Albertina begonnen wurde, stellte man einige Container übereinander, als Baubüro, für Geräte und Werkzeuge und als Aufenthaltsraum für die Bauarbeiter. Kaum standen die aufgetürmten Behälter, da baute man eine Art Gastgarten auf der Höhe der oberen Container und umgab ihn sogleich mit Blumenkästen, in die Geranien eingepflanzt wurden. Wenn dies - der Versuch der Humanisierung des als inhuman gescholtenen Containers - ein Lob verdient, dann lässt das an die «tradierten Ausdrucksformen der eigenen Ethnizität (vulgo: Folklore)», so die «Zeit» (24.10.

2002) denken. Dort wird nämlich über die Containerdörfer der deutschen, österreichischen und Schweizer Soldaten berichtet. Das deutsche Camp wird als eintönig und fantasielos beschrieben, das «Camp Casablanca» der austro-helvetischen Truppen dagegen ist nicht in einfache Blöcke gegliedert, nein, dort ist «jeder Block mit einem gewaltigen Satteldach versehen, jedes Stockwerk hat einen rundlaufenden Balkon und unter den Fenstern: jawohl - Geranienkästen». Bei den Schweizern sei die Fassade der Truppenbar «zünftig mit Holz verkleidet, kupferne Regenrinne und Fensterklappen inklusive; drinnen sorgen rot-weiss karierte Gardinen und Tischdeckchen für das angemessene Alpenhütten-Feeling». Da tröstet dann doch der deutsche Ernst, mit dem eine Liebesnacht einer Soldatin mit einem Offizier angezeigt wurde, die im Offizierscontainer stattgefunden hatte, auf dem auch noch als Mahnung an alle der Leitspruch stand: «Wir sind nicht zum Vergnügen hier.»

In Österreich hat der Innenminister eine deutsche Firma mit dem Namen «European Homecare» beauftragt, abgewiesene Asylbewerber mit Rückkehrberatung zum Stückpreis wieder in ihre Heimatländer oder in sogenannt sichere Drittländer zu befördern. Auch hier ist - Leben im Transit - aus «rund 50 Containern» ein Containerdorf errichtet worden. Der Gemüt andeutende Begriff «Dorf» kann freilich nicht darüber hinwegtäuschen, dass hier keine Geranienkästen Schönheit andeuten. Stellt sich der «Rückkehrwille» nicht ein, haben sie das Dorfgelände zu verlassen, da sie «ohnehin einen Anspruch auf Unterbringung und Versorgung haben».

Kirchen, Sakraments- und Opernhäuser lassen sich, wenn das Merkmal des gleichen Formats zählt, in die Behältermetapher der Backsteinarchitektur des Ostsee-Nordens einfügen. Mitte des 13. Jahrhunderts lief die Ziegelproduktion im Raum des südlichen Ostseeraums auf Hochtouren. Der Backstein ist - im Gegensatz zum behauenen Stein - der erste Normstein. Die wohlhabend und einflussreich gewordenen Städte der Hanse wurden ausgebaut. Derart, dass sie sich ähnelten. Es waren nicht nur die gleichen städtischen Funktionen, mit denen sie einem einheitlichen Recht, dem «Lübischen Recht», folgten. Genaue Vorschriften verlangten Steinfassaden und Brandmauern. Nach vorangegangenen Bränden wurden die neuen Städte in kurzer Zeit aufgebaut. Reihenweise entstanden neue Kirchen. Nicht nur die Kirchen dieser «Backsteingotik» an der südlichen Ostsee, alle nach dem gleichen Muster gebaut und in Backstein und weissem

Putz ausgeführt, waren Container Gottes. Auch die Stadtmauern waren bald wehiger Schutz gegen Angreifer als Symbol der Trennung zwischen Stadt und Land, waren die Begrenzungen eines Behälters, der Stadt hiess und vor allem der Abgrenzung gegen das platte Land diente, das als unzivilisiert und roh galt.

Prinzipiell gleichartig sind auch gotische Sakramentshäuschen der westlichen Christenheit, jene durch ein geschmiedetes Gitter sowohl ausgezeichneten als auch abgeschlossenen Tresore, in denen bis zum Konzil von Trient (1545-1563) in den Kirchen das Allerheiligste meist links hinter dem Altar in einem Gelass verstaut wurde: für das Kirchenvolk nicht wirklich sichtbar, aber doch zu ahnen, wandfest im Chor, dem durch Stufen vom Schiff abgegrenzten Altarraum, dem Volk durch die Chorschranke versperrt. Nach dem Tridentinischen Konzil, das gegenreformatorisch die Liturgie der katholischen Kirche umgekrempelt hat, wird das Allerheiligste zum «Altarssakrament», wird also im Altar verborgen. Sein Ort freilich ist kenntlich gemacht. Auch die Reliquienschreine des Mittelalters, wie der der Heiligen Drei Könige in Köln, eine Art Container, sehen fast gleich aus, und jeder glaubt, was drin ist.

Eine der Religionen der Neuzeit, die Architektur, verfährt ähnlich. Die Opernhäuser in der k. u. k. Monarchie, die sich insbesondere mit den Namen der Architekten Fellner und Helmer verbinden, sind für eine neue Deutung aufbereitet worden, in der sich Mitteleuropa nach Osten verlagert und als Herz Europas in einem Streifen von Triest über Wien und Budapest nach Prag erstreckt. Sie sind zu Symbolcontainern einer Ikonologie geworden, die auf die Herrschaft der Habsburger aufsitzt. Freilich ist diese Formensprache als Koine erst nach dem Ende der Habsburger-Monarchie «entdeckt» und mit Bedeutung aufgeladen worden. Die Container mit Formen und Farben der Monarchie dienen nun der Konturierung der Neuauflage einer imaginären, im Historischen gegründeten Zuständigkeit. Diese knüpft an eine Ideologie des austrofaschistischen Ständestaats der Ersten Republik Österreich an, in welchem viele der gegenwärtigen touristischen Attraktionen, insbesondere der Akzent auf Musik, Kunst und Geschichte, ausgebildet worden sind — ebenso wie das gemeinsame Vielfache dieses Raumes, die Donau. Diese Idee auch vom Donaauraum ist ein ideologischer Container, der die Republik an die Muster der Monarchie anschliessen soll.

Museen und Archive sind Container, Schatzkammern und Speicher des Nationalen. Sie werden von Fachautoritäten verwaltet. Diese Speicher des Gedäch-

nisses bergen Materialien, die abrufbar sind. Sie sind Symbolcontainer einer vergangenen Zeit. Das in ihnen enthaltene «Kulturerbe» ist ein rhetorischer Container: niemand weiss, was genau dazu gehört, klarer ist schon, was nicht. Aber es wiegt schwer. Und auch die Getreidespeicher im ländlichen Europa waren zwar unterschiedlich gestaltet, aber ähnlich organisiert und regional von einer berückenden Gleichartigkeit. Sie waren vielfach derjenige Teil des Hofes, der, mit besonderer Sorgfalt gezimmert, über den Zustand des Hofes Auskunft gab. Wie der Speicher, so der Hof. Der Speicher bewahrte das Leben des nächsten Jahres: die Aussaat.

Hochzeitstruhen hat man auf Dachböden von Frauenklöstern in der Lüneburger Heide in grosser Zahl gefunden. Sie waren dort im Laufe der Zeit abgestellt worden. Alle waren von Grösse und Machart her vergleichbar. Und sie waren alle - das machte sie zum Möbel - mobil. Man konnte sie tragen, wegtragen — wie auf jene Dachböden der Klöster, ihre vorläufige Endstation, bevor sie ins Museum kamen. Diese Truhen haben einmal alle das Gleiche enthalten, nämlich die Aussteuer jener adeligen Damen und Fräuleins, die vor und nach der Reformation in die Heideklöster eingetreten waren. Die unverheiratet gebliebenen oder auch verwitweten adeligen Damen hatten das Mass an Aussteuer, das sie auch bei einer Verheiratung mitbekommen hätten, als Bräute Christi ins Kloster getragen. Die Truhen mussten deshalb jene Grösse haben, die das Mass für die Menge der Aussteuer abgab.

Wie viel eine Braut als Aussteuer wiederum mitzubekommen hatte, war rechtlich-brauchtümlich festgelegt. Dieses rechtlich codierte Mass des sogenannten Brautschatzes bestimmte auch anderswo die Ausmasse der Truhen, weshalb man sie auch als seriell gefertigt bezeichnen kann. Kein Gegenstand der beweglichen Habe ist in kulturgeschichtlichen Museen so reichlich vertreten wie die Truhe. Die Tatsache, dass das Mass dieser Truhen jahrhundertlang gleich geblieben war, lässt auf ein festes und gleich gebliebenes Mass jener Aussteuer schliessen, die sie enthielten, umfassten und so dauerhaft einschlossen, dass die Aussteuer oft nie verwendet wurde, sondern der Schaustellung im Hause diente.

Diese rechtliche Fixierung des Masses - sie ist in der Tat dann auch massgebend für die Truhe - erklärt auch die Konstanz der Formen. Und obwohl es seit dem 17. Jahrhundert auf dem Land Schränke und später Kommoden gibt, die eine bequemere (Kommode!) Hantierung erlauben, bleibt der symbolische Zusam-

menhang von Hochzeit, Aussteuer und Truhe bestehen, und die konstruktiv-technologisch längst überholten Truhen ragen weit in die Moderne. Die altmodisch werdenden Truhen behalten eine Aura des Aufbewahrens von Schätzen, die man nur von Zeit zu Zeit hervorholt. Sie veränderten sich zwar, blieben aber technologisch hinter der Zeit, weil ihre Bindung an das Mass eben auch ihre Form als traditional bestimmte. Die formale Konstanz des Behältnisses Truhe als Möbel, als beweglicher Behälter, zeichnet sie nicht nur im Mittelalter aus, wo Schränke und Bänke und oft auch Tische wandfest mit dem Haus verbunden waren. Die Brauttruhe vermittelt ein Signal jener Beweglichkeit, die den Frauen mit der Heirat abverlangt wird — abgesehen vom praktischen Zweck, dass der in ihr aufbewahrte Brautschatz bei Feuer im Möbel aus dem Haus getragen werden kann. Die Truhe war einmal das zentrale Verwahrn Möbel. Sie war nicht nur mobil, sondern Mobilität war ihr programmatisch eingeschrieben. Auch die Hochzeitstruhe signalisiert jene Affinität zum Mobilien. Sie gehört zur Aussteuer der Frau, der Beweglichkeit insofern aufgetragen ist, als sie in tradierten europäischen Milieus den Ortswechsel in das Haus des Bräutigams vornimmt. Als der Volkskundler Wilhelm Heinrich Riehl Mitte des 19. Jahrhunderts wandernd seine Studien bei den verarmten Pfälzern unternimmt, da beobachtet er in den Häusern der Menschen Truhen und deutet sie als Bereitschaft zur Auswanderung nach Amerika - 'Auswanderertruhen' heissen sie in der Tat auch. In die Truhe wird die bewegliche Habe eingebracht.

Auch in der frühen Neuzeit bleibt die Truhe das zentrale Verwahrn Möbel, das die Aussteuer enthält, und nicht selten findet sich in den Nachlassverfügungen der Hinweis, dass die Truhe die Tochter erben solle. Auch dies erklärt die formale Konstanz: Brauttruhen wurden vererbt, mit neuen Initialen versehen und über Generationen hinweg verwendet. Die Truhe ist - wenn auch nicht mehr immer realiter - doch noch symbolischer Ort der Aufbewahrung der Aussteuer; in ihr ist mit der Praxis der Aussteuer ein Denken beschlossen, das weit aus der Geschichte in die Moderne hineinreicht. Diese Gleichzeitigkeit des historisch Ungleichzeitigen trägt dazu bei, dass das stereotype Muster auch Rollenzumutungen weiterträgt und dabei - nebenbei sei es bemerkt - auch die Geschenke an Mädchen unheilvoll formiert.

Schenken und Verpacken, Geschenke im Container und das verpackte Geschenk sind Neuigkeiten. Historisch gesehen ist heutiges Schenken eine moderne

Erfindung. Kinder bekamen Gaben von der Patin oder dem Paten; und da stand fest, was zu schenken war, ritualisiert und praktisch - wie Aussteuer und Taschenuhr. Das erleichterte das Geschäft für beide Seiten, man war mit der Übernahme der Patenschaft einen Schenkvertrag eingegangen. Was sich Erwachsene schenkten, war Bestandteil von stillen Abmachungen, wie es bis heute üblich ist, am Jahresende Hausmeister, Kaminfeger, Stromableser (solange es ihn gab), Postboten zu bedenken. Es war immer klar, was in dem Gebinde drin war. Überraschungen gab es dabei kaum und Verpackungen auch nicht. Schenken war sozusagen transparent.

Vor allem die bürgerliche Entwicklung des Weihnachtsabends hin zum Familienfest hat neue Schenkformen hervorgebracht. Schenken ist zum emotional aufgeladenen Akt geworden. Schenkt man heute, dann zählt - auch bei Erwachsenen - das Prinzip Überraschung, die man als beschenkter Opportunist wenigstens zu spielen hat. Wichtig, und zur Überraschung gehörend, ist die Kreativitätsinvestition der Schenkenden. Hier zählt das Persönliche, die sichtbare Anstrengung des Nachdenkens und Einfühlens ins Leben und des Anteilnehmens überhaupt und das Ausmass an Kreativität, welches in die Geschenke investiert wird. Das ist ganz wörtlich zu nehmen: Schon der Aufwand, der bei der Verpackung betrieben wird — es gibt Läden, in denen man nichts als die einfallsreiche Verpackung kaufen kann -, übertrifft manchmal den Wert des eigentlichen Geschenkes. Da das Geschenk sowohl den Geber als auch den Beschenkten kennzeichnet und auszeichnet, markieren die Geschenke den Grad der Vertrautheit mit dem Leben des anderen; Geschenke sind «intim». Sie sind auch Dokumente eines Anspruchs auf Vertrautheit, einer imaginierten Nähe.

Die Forderung nach kreativer Verpackung ist sozusagen eine Form von Kulturkritik am Containerhaften der Moderne. Deshalb dürfen Geschenke und Verpackung, je enger die Verbindung zwischen Schenker und Beschenktem zu sein vorgibt, nicht die «falschen» sein. Das falsche Geschenk und die gedankenlose Verpackung können eine Beziehung zerstören, so sehr ist die Schenkultur mit modernen Lebenskonzepten verbunden. Wer falsch schenkt, hat keine Lebensart, passt nicht zu mir. Insofern ist der Druck, der auf dem Schenkenden lastet, nicht gering, denn die Geschenke offenbaren sein Innerstes.

Rechtzeitig zu Weihnachten wurde im Herbst 2000 für «nur 149,90 Euro» eine etwa 75 cm lange, 20 Bände umfassende und von Marcel Reich-Ranicki ausgewählte Buchkassette mit dem Titel *Der*

Kanon. Die deutsche Literatur ausgeliefert. Sie kommt, auch äusserlich, daher wie ein Bildungscontainer. Kanon bedeutet immerhin Richtschnur, und so enthält der Container, was man wissen, kennen muss. Und man kann diese ganze Kassette kompakt in einem Paket nach Hause tragen, so wie das die Jungen an den Bahnhöfen mit ihren Ghetto Blastern tun - schräg auf der Schulter oder auch bloss am Henkel. Auch die Blaster enthalten mit Radio, Tapedeck, MP3- und CD-Player alles, was an Abspielmöglichkeiten heute gefordert ist. Solche mobilen Kompaktanlagen lassen sich nicht nur in der Form von Ghetto Blastern als Signal der Mobilität deuten. Sie sind - eben kompakt — auch ähnlich dem Container Behältnisse, die zusammenfassen und umfassen. Das Design dieser Zusammengehörigkeit wird nachgeliefert und mit ihm auch ästhetisch zusammengebunden, was als zusammengehörig wahrgenommen werden soll. Das lässt sich auch an den vielen vorweihnachtlich besonders dicht vertretenen Parfümgebunden zeigen: Da werden Sets angeboten, die ein Necessaire mit Inhalten der berühmten Geruchsproduzenten anbieten. Geschenkcontainer erleichtern das Leben.

Nomaden und Transit verbinden sich mit den Containern in einer eigenartigen und spannungsreichen Symbolik. Es geht zum einen um das Lebensgefühl jener Moderne, in der das Nomadische alltäglich, ja sogar wünschbar geworden zu sein scheint. Es lehnt sich an jene Haltung und Weltdeutung an, die von der modernen Ortlosigkeit redet und mit Begriffen wie Kreolisierung und Globalisierung jongliert. Um diese Moderne zu leben, sind allerdings Voraussetzungen nötig, die nicht allgemein verfügbar sind. Will sagen: Die Deuter unserer Moderne leben allemal so weit in geordneten Verhältnissen, als sie ihnen das Leben in der zweiten Moderne erlauben. Nomadismus — als neue Metapher - lässt sich freundlich und emanzipiert-weltbürgerlich an. Aber er funktioniert nur dort, wo dieses Nomadentum gewählt ist, wo der Container seinen reizvollen Kontrast ausspielen kann. Für die Mehrheit der Menschen ist heute freilich eine erzwungene Mobilität alltäglich, die sich dem elaborierten Nomaden-Spiel nicht erschliesst. Deshalb halten andere geradezu rabiat an «Heimat» fest, einem aufgeladenen Begriffscontainer, dessen Inhalte nicht immer leicht zu klären und überhaupt nicht transparent sind. Der Container ist der Ort des freiwilligen wie des erzwungenen Rückzugs. Es sind — so wird immer deutlicher — die Anmutungsqualitäten des Containers, die so sehr dominieren, dass es oft keines realen Containers mehr bedarf. •